

KOMMENTAR

von
Christoph
Irrgeher



Hörer schläft, Konzert gelungen

„Bei jedem richtigen Konzert / ist Musik ein Fremdkörper, der stört“, hat Georg Kreisler 1975 gesungen. Das Klassikpublikum, so ätzte er damals zur Melodie von Mozarts „Kleiner Nachtmusik“, würde ja lieber „sein eigenes Konzert“ reden. Zwar war diese „Kleine Gutenachtmusik“ eine große Übertreibung: Im Klassikkonzert lauscht man noch heute meist andachtsstarr. Das andere, das Kreisler-Extrem, ist nun aber im Musiktheater auf dem Vormarsch: Wenn dort gerade keiner singt, beginnen am Sitzplatz die Soli. Wie jüngst bei der Mörbisch-Premiere: Da bewies einer summenderweise, dass auch er den „Kaiserwalzer“ kennt, da tuschelten vier ältere Damen wie Schülerinnen, da dozierte einer mit raumfüllender Stimme, das Bühnenbild sei heuer aber „sehr aufwendig“. Natürlich: Solche Kritik klingt oberlehrerhaft, bieder, uncool. Das verschwindende Schweigen (auch an der Staatsoper) ist aber mitnichten antiquiert. Es drückt sich darin auch ein Respekt vor dem Sitznachbarn aus. Der will nämlich vielleicht wirklich zuhören. Weil er Musik noch nicht für das hält, wozu sie die omnipräsenten Lautsprecher und Streamingportale des Internets machen: tönendem Raumspray. Zu kulturpessimistisch? Vielleicht. Ganz abstreiten lässt es sich aber nicht, dass die Musikindustrie an der Abschaffung des achtsamen Hörers arbeitet. Jüngstes Prachtbeispiel: ein Stück namens „Sleep“. Die säuselnde Novität aus dem Hause „Deutsche Grammophon“ wurde vom Engländer Max Richter komponiert, dauert bettschwere acht Stunden und soll Hörers Schlaf behüten. Womit wir endgültig bei Kreislers „Gutenachtmusik“ wären. Wie heißt es da zuletzt? „Die Kunst soll niemand reizen, darin liegt ihr Reiz / Applaus allerseits.“

kommentar@wienerzeitung.at

Tiroler Emotionen

Die Festspiele in Erl begannen mit einem Eklat – und zwei Opernpremieren.

Von Stephan Burianek

Erl. Zivilisation schafft Kultur. Diese Aussage des verstorbenen Psychiaters und Suizidforschers Erwin Ringel wird in Österreich kaum jemand anzweifeln. Aber welche Form der Kultur soll geschaffen werden? In dieser Frage war sich das Publikum der Tiroler Festspiele Erl uneinig, wie die teils wütenden Reaktionen am Ende des Eröffnungsabends zeigten.

Was war geschehen? Die Hamburgerin Katja Czelnik hatte Männerchöre von Richard Strauss mit improvisierten Textfetzen aus den „Reden über Österreich“ von Erwin Ringel (brillant: Martin Miotk) und Anton Wildgans zu einer politischen Inszenierung über nationale Identität und Ausgrenzung verbunden. Das geschah in einer Art Mainstream-Trash-Ästhetik, die an sich niemanden mehr sonderlich schockieren dürfte. Wer aber den Tiroler Volkshelden Andreas Hofer in seiner Heimat mit den Worten „Geh aus der Geschichte, wir brauchen dich hier nicht mehr“ von der Bühne jagt, der ist entweder hochgradig unbedarfte oder erfolgreich provokant. Das Erler Publikum ist aus den Vorjahren eine selbsterklärende und eher statische Regiehandschrift gewohnt, die auf Metaebenen verzichtet. Der Eröffnungsabend wirkte vor diesem Hintergrund als Versuch einer Imagekorrektur und sorgte immerhin für ein paar Tage Gesprächsstoff.

Riskante Besetzungspolitik

Dabei hatte der Abend konventionell begonnen: Festspielpräsident Hans Peter Haselsteiner hielt ein pazifistisches Plädoyer für die internationale Diplomatie und stellte die Korruption an den Pranger. Landeshauptmann Günther Platter wünschte sich weniger Populismus und mehr Visionen. Und ÖVP-Wissenschaftssprecher Karlheinz Töchterle setzte in einer frei gehaltenen Rede die Musik und die Mathematik wissenschaftlich mit Verweisen auf die



Aus den Tiefen der Seele: Martin Miotk als Erwin Ringel bei der Festspielöffnung. Foto: apa/Tiroler Festspiele Erl/Xiomara Bender

Mythologie und die Philosophie der Antike in Verbindung.

Ein zentraler Bestandteil des Erler Festspielkonzepts ist die Förderung von jungen Talenten durch die von „Erlkönig“ Gustav Kuhn gegründete Accademia di Montegral (Toskana). Wie an den beiden Tagen nach der Eröffnung festzustellen war, wird den potenziellen Stars von morgen in der Praxis freilich einiges zugemutet – was gerade bei schwierigen Hauptpartien mit einem Risiko verbunden ist.

Mit hoher Präzision, Vielschichtigkeit und idealtypischen Klangfarben zeigte sich in der Wiederaufnahme von Gustav Kuhns „Tristan und Isolde“-Inszenierung – es war die erste Aufführung einer Richard Wagner-Oper im neuen Festspielhaus – welches erstklassiges Orchester Kuhn in den Vorjahren geschaffen hat. Anders als bei den Wagner-Opern im Passionspielhaus, wo das Orchester hinter der Szene platziert ist, kam die Musik aus dem Orchestergraben, der à la Bayreuth mit Planen verdeckt war.

Trotzdem war der Klang kaum gedämpft und kam sogar ziemlich laut daher, was die Sänger der Accademia di Montegral vor eine Probe stellte, der nicht alle gewachsen waren. Gianluca Zampieri tat sich als Tristan nicht nur mit den Orchesterwogen schwer; auch seine Artikulation in dieser womöglich schwersten Tenorpartie überhaupt (mit der er vielleicht noch warten sollte) ließ zu wünschen übrig. Seine Isolde war Mona Somm, die trotz grobschlächtiger Mittellage mit durchschlagskräftigen Spitzentönen und beeindruckendem Durchhaltevermögen an der internationalen Topliga kratzte. Vitale Zeichen setzten zudem Michael Mrosek (Kurwenal), Hermine Haselböck (Brangäne) und Wolfram Wittekind (Melot). Franz Hawlata war ein passabler König Marke.

Ein Sängerfest

Ein Sängerfest gab es im Passionspielhaus im Rahmen von Wagners „Meistersinger von Nürnberg“. Schlichtweg sensationell war der Moldawier Iurie Ciobanu als David (er ist Ensemblemitglied im Linzer Landestheater), auch der Australier James Roser als Sixtus Beckmesser machte Freude. Heftigster Jubel wurde Michael Kupfer-Radecky für einen konstant kräftigen Hans Sachs zuteil. Ferdinand von Bothmer, ein guter Mozartinterpret, blieb in der zentralen Partie des Walther von Stolzing blass.

Wie schon am Vortag zeigte sich die Stärke der Accademia in der hohen Qualitätsdichte der Nebenpartien, die führenden Häusern fast allesamt zur Ehre gereichen würden. Darunter Joo-Anne Bitter (Eva), Giovanni Battista Parodi (Veit Pogner), Adam Horváth (Nachtwächter) und einmal mehr Michael Mrosek (Fritz Kothner). Kuhns Dirigat klang gut, wirkte aber schnoddriger und gehetzter als am Abend davor. Der Jubel aber, der war riesig. ■

bis 2. August
www.tiroler-festspiele.at

SPRACHSCHÄTZE VON HILDE WEISS

Große und kleine Fische

Das Benannte spiegelt oft das Leben der Benenner, ihre Bedürfnisse, Wünsche und Sorgen. Ein kleiner Tauchgang durchs kühle Nass.

Manchmal geht es auch im Wasser ganz leicht: So hat man es bei Algen ganz einfach mit dem lateinischen Wort alga für Seegras, Tang zu tun. Und Quallen kommen als „die Aufgequollenen“ vom Quellen, eng verwandt mit dem Qualm, „der hervorquillt“. Fisch heißt, vom germanischen Wort fiska, „das Essen“. Wale, vom germanischen Wort hwala, sind beeinflusst vom lateinischen Begriff squalus für großer Fisch. Auch Thunfisch heißt, zurückgehend auf das hebräische Wort tannin, großer Fisch. Und Krake ist das norwegische Wort für Tintenfisch. Krabben führen zum lateinischen Namen carabus und zum gotischen Namen kárabos für Meerkrebs, eng verwandt mit dem Krabbeln, „kriechen wie eine Krabbe“, dem Kraulen, „dem Krabbeln (im Wasser)“, und dem Krebs, „dem Krabbs“. Kribbelnd,

„kribbelnd“. Muscheln, „Mäuschen“, führen zum lateinischen Wort musculus für Mäuschen, Muskel, „(laufendes) Mäuschen“, und Muschel, „(kauern des) Mäuschen“. Und Austern, „die Knöchernen“, kommen von den griechischen Wörtern óstrakon für knöcherne, harte Schale und ostéon für Knochen. Aber Bücklinge machen keinen Bückling, denn sie sind „Bocklinge“, Bocksheringe – benannt nach ihrem Geruch. Um eine echte Verbeugung soll es hingegen beim Bismarckhering gehen, mit dem sich die deutsche fischverarbeitende Industrie bei Otto von Bismarck für seine lobende Äußerung über Heringe bedankt haben soll. Matjeshering heißt, entlehnt aus dem Niederländischen, „Mädchenhering“, („Jungferhering“), bezogen auf junge, nicht geschlechtsreife Fische. Auch Sprotte dürfte „Spross“ (Sprössling) bedeu-



Hilde Weiss ist Journalistin und Übersetzerin. Veröffentlichungen auch in mehreren deutschen Zeitungen.

Alle Beiträge dieser Rubrik unter:
www.wienerzeitung.at/
sprachschaeetze

ten. Und Pickelhering heißt Pökelhering. Und bei Sardinen und Sardellen, „Kleinsardinen“, handelt es sich um das lateinische Wort sarda für Hering. Nur was Hering selbst heißt, ist unklar. Der Dorsch geht als der „Dörrfisch“ auf das Altnordische zurück, eng verwandt mit der Dürre und mit dem Durst. Auch Haie gehen auf das Altnordische zurück, wo hár Haken, Kesselhaken und Hai bedeutet, vielleicht als Anspielung auf die Rückenflosse. Und auch Huchen dürfte, vom althochdeutschen Wort huoh für Haken, „Hakenfisch“ heißen, in diesem Fall als Anspielung auf die Zähne. Ebenso wahrscheinlich der Hecht, dessen Name auf die indoeuropäische Wurzel keg- für Spitze, Haken zurückgehen soll. Barsch heißt, von einer indoeuropäischen Wurzel für Spitze, „der Barsche“ („der Borstige“). Stichlinge sind

nach ihren Stacheln am Rücken benannt. Piranha heißt – in der Indianersprache Tupi – Schere. Und Forelle bedeutet, von einer indoeuropäischen Wurzel für gefleckt, bunt, voller Sprenkel, „die Gesprenkelte“ (Getarnte). Flunder heißt „die Flache“ – von einer indoeuropäischen Wurzel für breit, flach, ausgebreitet, die auch zum Fladen führt. Auch Scholle heißt, vermutlich nach dem Vorbild von Eisschollen, „Flachfisch“ (Plattfisch). Und Butt heißt „Plumpfisch“, vom alten niederdeutschen Wort but für stumpf, plump. Und der Steinbutt ist nach seinen Knochenhöckern benannt. Alles fließt (schwimmt) – auch die Flossen (vom germanischen Verb fleuta für fließen), eng verwandt mit Flut und Flutlicht, Flößen und Flüssen, Flotten und Flottsein, „gut fließen“. Flott, „fließend“.